

## **Historische Epistemologie der Akteursperspektive: Rückfall statt Fortschritt bei der Beteiligung von Amateuren und Laien?**

(10.100)

Dominik Mahr

Vor knapp einhundertfünfzig Jahren sah die Wissenschaftslandschaft in Europa und Deutschland ganz anders aus als heute. Gentlemanwissenschaftler wie Georges-Louis Leclerc de Buffon (1707-1788) oder Charles Darwin (1809-1882), die mitunter noch den Anspruch hatten, mit ihren Werken oder Theorien große Teile der Welt zu erklären, standen zwar noch hoch im Kurs; der Wissenschaftsstil, den sie als Person verkörperten (der Einzelforscher, der im Kämmerlein weltabgewandt seinen Studien nachging), befand sich aber bereits auf einem absteigenden Ast.

Ein wichtiger Grund hierfür war der Aufstieg jenes Ensembles von Werten, Normen, Tugenden und Alltagspraktiken, welches das Bürgertum verkörperte und offensiv normierend in die Gesellschaften trug. Egalität, Gemeinschaftssinn, Fleiß, Ordnung, Uneigennützigkeit, Bildung, auch Natur- und Heimatliebe wurden dabei zu Konzepten, die nicht nur das gesellschaftliche Miteinander im 19. Jahrhundert bestimmten, sondern auch konstitutiv werden sollten für das, was man hinfort unter dem Begriff der Wissenschaft verstehen wollte.

Historisch interessant ist, dass hinsichtlich der Umsetzung dieser Konzepte im Bereich der Wissenschaft ab der Mitte des Jahrhunderts zwei unterschiedliche Vorstellungen miteinander rangen und es lange unentschieden blieb, welche Form die Wissenschaft als Institution in der bürgerlichen Gesellschaft annehmen sollte. Einerseits gab es Disziplinierungs- und Spezialisierungstendenzen, die sich innerhalb klassischer Organisationen wie den Museen und Universitäten durchsetzten. Ihre Vertreter einigten sich auf straff-hierarchisierte Organisationsformen mit meist formal zertifizierten Experten an der Spitze. Werte wie Egalität, Gemeinschaftlichkeit und Uneigennützigkeit sollten dabei tendenziell nur noch auf das wissenschaftliche ‚Endprodukt‘ angewandt werden. Andererseits entwickelte sich im Kontext von bürgerlichen Bildungsvereinen aber auch eine zu diesem Entwurf alternative oder komplementäre Wissenschaftskultur aus, die den Anspruch hatte, den bürgerlichen Wertekanon auf allen Ebenen des Erkenntnisprozesses (Formulierung von Forschungszielen und Gegenständen, Datenerhebung, Datenauswertung und Theoriebildung) zur Geltung zu bringen und dabei die Wissenschaft in den Lebens- und Erfahrungswelten der Menschen zu suchen.

Dieser Beitrag möchte die beiden Wissenschaftsentwürfe mit ihren Erfolgen und Niederlagen an zwei Beispielen vergleichen und für die heutige Debatte fruchtbar zu machen versuchen.

### **Beispiel 1: Wissen schaffen mitten im Leben oder Die Feldornithologen setzen sich durch**

Die akademische Ornithologie des 19. Jahrhunderts zeichnete sich durch zwei Eigenschaften aus. Sie organisierte sich sehr straff im Kontext von Universitäten und

formierte sie sich dabei um einige wenige, teils hoch spezialisierte Lehrstühle. Ihren Forschungsgegenstand sah sie meistens in nicht mehr lebendigen Balgpräparaten, die morphologisch-systematisch verglichen wurden und zwar in Sammlungsräumen, die überwiegend lediglich den Berufskollegen zugänglich waren.

Von dieser der Natur entfremdeten und zugleich weite Personenkreise exkludierenden Praxis enttäuscht, formierte sich im Rahmen der 1850 gegründeten *Deutschen Ornithologischen Gesellschaft* in den 1870er Jahren eine Gegenbewegung, die schließlich ein partizipatives Projekt von bis dahin ungeahntem Ausmaß anstoßen sollte. Mitglieder dieses Vereins, wie der Museumsangestellte Anton Reichenow (1847-1941) und sein Freund, der Bankier Herman Schalow (1852-1925), hatten im Jahr 1876 einen reichsweiten „Aufruf an alle Vogelkenner Deutschlands!“ in vielen Tageszeitungen und den omnipräsenten Journalen bürgerlicher Kultur- und Naturvereine geschaltet und damit nichts weniger im Sinn, als die Ornithologie zu einer lebendigen Betätigung in jedem Bürgerhaushalt zu machen. Ihr Ziel war es, das Wissen über die Vogelwelt möglichst lebensnah zu mehren. Darunter verstanden sie, dass man als Amateur zwar durchaus auf das Wissen der spezialisierten Experten aufbauen könne, es sich aber auch erlauben solle, eigene Fragen und eigene Forschungsprogramme zu verfolgen. Da die Wissenschaft etwas sei, was in das Leben selbst gehöre, seien ihre Fragen so zu gestalten, dass sich ein jeder zur Teilnahme ermutigt fühle.

Aus diesem Grund schlugen sie vor, die Verbreitung aller Vogelarten Deutschlands mittels kollektiver Beobachtung zu erforschen. Ein Unterfangen, das bis dahin auf keiner Forschungsagenda Platz fand, denn hier sollten im Zentrum das lebende Tier und die Gemeinschaft derer stehen, die es beobachten und erforschen wollten.

Ähnlich wie in den NABU-Projekten des 21. Jahrhunderts wurde den potentiellen Teilnehmern dieses Projekts dafür ein „Questionnaire“ an die Hand gegeben. Dieser Fragebogen war jedoch nicht in sich geschlossen, sondern ließ Freiraum für eigene Beobachtungen und Fragestellungen. Darüber hinaus sollte auf dieser Grundlage jährlich ein Mitgliederausschuss darüber beraten, welche Fragen im kommenden Jahr zu bearbeiten seien. Auch sorgte die weitere Idee für Aufsehen, in den Exkursionsgebieten der einzelnen Teilnehmer nach Möglichkeit jedes avifaunistische Detail zu beobachten, um hierdurch den „Partikularismus“ zu relativieren. Reichenow wollte dazu jedes Jahr eine umfassende kollektive Publikation anbieten, auf deren breiterer empirischer Grundlage der Einzelne dann auch seine Spezialinteressen besser verfolgen könnte.

Bereits in den ersten Jahren stieß diese Idee eines im ganzen Reich operierenden Beobachternetzwerks von Vogelenthusiasten auf große Resonanz. Die Initiatoren erhielten von überallher Zuschriften, Anregungen und natürlich Beobachtungsdaten. Erstmals konnte man so Fluktuationen in den Nist- und Ausbreitungsgebieten der Deutschland bewohnenden Vögel bestimmen. Ein bürgerwissenschaftlicher Erfolg, der auch andere Gebiete aufmerksam werden ließ – wie z. B. die Ökonomie oder die Evolutionsbiologie. Diese hofften nämlich, mit dem Forschungskonzept der Feldornithologen Evolutionsprozesse in Echtzeit beobachten zu können – eine Außenwirkung, mit der klassische Katheder-Ornithologen nicht mithalten konnten.

## **Beispiel 2: Der Grenzwall der Experten oder das Scheitern der bürgerwissenschaftlichen Limesforschung**

Ähnlich gute Voraussetzungen fanden zunächst auch die diversen bürgerlichen Geschichts- und Altertumsvereine bei der Erforschung des römischen Limes zwischen Rhein und Donau vor. Historisches Wissen stand in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hoch im Kurs und der aufkeimende Nationalismus sowie die Erinnerung an die „Befreiungskriege“ taten ihr Übriges.

Mit Enthusiasmus wurden Vereine gegründet, die es sich zur Aufgabe machten, die identitätsstiftenden Wehranlagen freizulegen und sich für das eigene Geschichtsbewusstsein anzueignen. Es waren dabei insbesondere begeisterte Amateure, die systematisches und koordiniertes Vorgehen im Gelände selbst einforderten, wohingegen viele der damaligen Profis noch das antiquarische Sammeln von kuratierbaren Objekten bevorzugten. Bis in die 1850er Jahre hinein wurden so vielerorts beachtliche Ergebnisse erzielt, wie z. B. die Bestimmung der Standorte einzelner Wachtürme und Patrouillenwege oder auch eine Ahnung dessen, dass der Limes nicht nur eine Grenzlinie, sondern auch ein Ort des kulturellen- und wirtschaftlichen Austausches gewesen war. Diese Form der egalitären Forschung hatte jedoch eine Schwäche, die ihr schließlich zum Verhängnis werden sollte: ihre regionale Zersplitterung.

Denn als sich die Geschichtswissenschaft und Altertumskunde um 1860 verstärkt universitär professionalisierten, kam es zu spannungsgeladenen Auseinandersetzungen. Die neuen Profihistoriker warfen ihren enthusiastischen Kollegen unerachtet manch jahrzehntelanger Gemeinsamkeit mangelndes methodisches und theoretisches Wissen vor. Deren Arbeit könne den wichtigen Kulturgütern schaden und sei nur durch professionelle Führung zu verhindern. Wortführer wie Theodor Mommsen (1817-1903) und Ernst Fabricius (1857-1942) meinten, die Arbeit der lokalen Geschichtsvereine mit ihrer bunten Mitgliedschaft aus „pensionierten Landpredigern und Kreisphysikern“ sei wissenschaftlich unergiebig. Sie habe viele Fragen rund um den Limes nicht beantworten können, insbesondere solche, die von „nationalem Interesse“ seien. Im Jahr 1892 schaltete sich sogar der Reichstag ein und gründete die sog. „Reichs-Limeskommission“, um der historischen Forschung im nationalen Interesse eine einheitliche Organisation zu geben, die die durch lokale Forscher drohende Zersplitterung überwinden sollte. Damit wurde den Amateuren das Heft aus der Hand genommen. Quasi von Staats wegen durften sie hinfort nur noch als Dienstleister an der Forschung teilnehmen, wenn Profis es genehmigten, obgleich sie vielleicht noch einige Jahre zuvor selbst Funde und Theorien an vorderster Front der Wissenschaft hatten präsentieren konnten. Von Widerstand ist leider nichts überliefert.

### **Statt Fortschritt droht Rückfall**

Meines Erachtens ist die Lehre aus diesen Einblicken in die Geschichte des bürgerwissenschaftlichen Engagements im 19. und frühen 20. Jahrhundert für unsere Gegenwart eindeutig:

Bürgerwissenschaftler sollten ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit als ein hohes Gut ansehen. Nur so können sie der Marginalisierung entgehen, der die enthusiastischen Limesforscher (und andere) an der Schwelle zum 20. Jahrhundert

Veröffentlicht in: Finke, P. (Hg.): Bürgerwissenschaft: Abschied vom Elfenbeinturm?, München 2015 (Oekom Verlag) S. 107-111.

anheim fielen. Eine derartige Entwicklung zeichnet sich auch heute dort ab, wo Berufswissenschaftler und Wissenschaftsmanager Citizen Science „top-down“ zu organisieren versuchen: Hier bereits fällt man gegenüber den erfolgreichen historischen Vorbildern zurück. Für kreative gemeinsame Forschungsprozesse zeigt das Beispiel der Feldornithologie sehr deutlich den Erkenntnisgewinn, wenn es gelingt, weitgehend selbstorganisiert zu arbeiten. Den Gefahren der Betriebsblindheit der heute hochinstitutionalisierten Wissenschaft ein kritisches Korrektiv an die Seite zu stellen, welches sogar das Potential besitzt, für beide Seiten neue Perspektiven zu eröffnen: Genau hierin liegt eine große Chance.